In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

2. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

Da knurrten die Hunde und rissen ihn aus seinen Gedanken.

Er ließ die Hände sinken und zwang sich fort von dem, was war, zu dem, was ist.

„Vorbei, für immer vorbei. Finde dich ab damit, Sohr, du mußt und wenn alles in dir zerbricht und entzweigeht und wenn von dem, was du warst, nichts bleibt, als nur der äußere Mensch.“

O, redet sich gut zu, aber — —

„Das Herz, ihr Hunde,“ sagte er, „wenn ich es euch zum Fressen hinwerfen könnte, vielleicht, daß mir dann geholfen wäre,“ und zwang seine Gedanken auf das, was er vor sich sah: Einen weiten Hof, der sauber war, wie alles, was er schon von diesem Besitztum gesehen hatte, auf dem Ordnung und Autorität das Zepter führten.

In einer offenen Remise sah er die Wagen schnurgerade gerichtet, nur ein schwerer Lastwagen stand beiseite und nicht unter Dach. Stroh lag nirgends umher und drüben an der Wand hingen die Pferdegeschirre auf Pflöcken eines wie das andere. Er zählte ihrer zwölf.

„Ob ich da mal eintrete,“ fragte sich Sohr und fügte hinzu: „Aber was sollst du hier? Und doch mußt du irgend etwas beginnen. Könntest ja um Arbeit nachfragen oder um Unterstützung bitten. — Unterstützung — also betteln? — Ja betteln, was sonst — mit dreißig Mark in der Tasche und einem Manchesteranzug auf dem Leib, ohne Heim und Herd, ist man eben nicht viel mehr als ein Bettler. Also bücke dich, Sohr, und werde dir — über dich selber klar,“ und ging an den Hunden vorbei über den Hof, stieg die Freitreppe hinauf und trat in den Flur.

Auch hier geräumig und sauber wie überall. Eine alte Truhe, ein noch älterer Schrank, das war alles, was da aufgestellt war. An den Wänden hingen dicke Erntekränze aus goldgelben Aehren geflochten und umwunden mit blauen Bändern. Am Boden, der aus Steinfliesen bestand, spielte ein Knabe von sechs Jahren mit Bleisoldaten. Der sah kaum auf, als Sohr den Flur betrat.

„Mutti, ein Mann,“ rief der Junge und spielte weiter mit seinen bleiernen Kriegern.

Aus einer Tür trat eine Frau, groß und wuchtig, die sah aus wie ein Mann. Blond war sie und blauäugig. Sie blieb an der Tür stehen und musterte Sohr, wie etwa ein Stabsarzt einen Rekruten mustert, auf seine körperlichen Qualitäten hin, dabei hielt sie den Kopf leicht zur Schulter geneigt und sah von der Seite, wie Menschen tun, die kurzsichtig sind.

„Sind denn die Hunde nicht draußen?“ fragte sie.

„Doch,“ sagte Sohr, und sie schüttelte den Kopf. Sie schien offenbar erstaunt, daß die Hunde nicht angeschlagen hatten und blickte Sohr noch schärfer an.

„Handelsmann oder Reisender,“ taxierte sie bei sich, trat noch einen Schritt vor und fragte:

„Sie wünschen?“

Sohr schwieg einen Augenblick, überlegte und stieß dann hervor:

„Ich bitte um eine Unterstützung.“

Da kam sie ganz an ihn heran. Ihr Blick glitt an ihm nieder bis zu den Füßen.

„Bettler,“ sagte sie, „das hätte ich nicht vermutet.“

Sohr biß sich auf die Lippen, aber dann sagte er doch: „Bittender nur, nicht Bettler.“

Sie aber antwortete kurz: „Unsinn — das ist dasselbe. Sie sollten arbeiten, das Zeug dazu hätten Sie, scheint mir.“

„Haben Sie Arbeit?“ forschte Sohr.

Und sie ging einen Schritt an ihm vorbei, ihn so zwingend, ihr zu folgen, um sein Gesicht besser sehen zu können. Einen Augenblick schwieg sie, dann sagte sie: „Ja,“ und Sohr erwiderte: „Ich nehme an.“

„Haben Sie Papiere?“

„Nein, nur einen Ausweis über meine Person.“

„Der genügt mir. Bitte, geben Sie her.“

Sohr reichte ihn hin.

Sie nahm ihn, dankte, sah aber nicht hinein, sondern ging nach dem Hofe, Sohr auffordernd, ihr zu folgen.

Aus den Stalltüren blickten Knechte und Mägde. Als sie die Herrin sahen, fuhren sie zurück.

„Gutes Regiment,“ dachte Sohr und trabte der Voranschreitenden nach, die vor dem gegenüberliegenden Gebäude halt machte.

„Hier werden Sie schlafen,“ sagte die Frau, öffnete die Tür und trat in ein geräumiges Zimmer, das zu ebener Erde lag.

Sohr folgte.

Mitten im Zimmer blieb die Frau stehen, zog die Börse, entnahm ihr ein Dreimarkstück und gab es Sohr mit den Worten: „Bitte, der Miettaler. Das ist bei uns von altersher Brauch.“

Sohr zitterte die Hand, als er ihn nahm.

„Das wäre erledigt und somit gehören Sie zu uns,“ sagte sie, „und nun das andere: Ich gebe sechzig Mark Lohn im Monat, trage aber alle Abgaben. Wenn Sie etwas leisten, zahle ich im nächsten Monat siebzig. Sogenannte Revolutionserrungenschaften, wie Deputate und dergleichen, gibt es bei mir nicht, dafür erhalten die Leute anständige Weihnachtsgeschenke und den doppelten Monatslohn zum Erntefest. Bezüglich der Ar-

heit haben Sie den Weisungen des Hofmeisters Folge zu leisten, jedenfalls haben Sie ein Paar Pferde zu übernehmen. Im übrigen werden Sie ja selbst wissen, wie sich ein gesitteter Mensch zu betragen hat." Im Hinausgehen drehte sie sich noch einmal um. „Geweckt wird früh halb vier Uhr. Gute Nacht."

Sohr stand bewegungslos, versteinert, gänzlich unfähig zu reden oder irgend etwas zu tun, so hatte das Wesen dieser Frau und die Art, wie sie mit ihm sprach, auf ihn gewirkt. Keine Frage hatte sie gestellt, nur diktiert, hatte nicht einmal entfernt in Erwägung gezogen, daß auch er Wünsche haben konnte. Nichts von dem allem. Einfach: Hier bist du, hier schläfst du, das hast du zu tun, das bekommst du — aus! Schluß! Nicht einmal ihren Namen hatte sie für nötig befunden zu nennen.

So war mit ihm noch nie verfahren worden. So hätte er einen Schweinehirten nicht engagiert.

Er sah die Gestalt, die von ihm fort ging und über den Hof schritt, in nichts zerrinnen, wie alles andere, was um ihn war, auch. Er sah überhaupt nichts mehr, war gar nicht mehr da, nur sein Körper stand seelenlos im Raum.

Der Zustand dauerte wohl fünfzehn Minuten und hätte zum vollkommenen Zusammenbruch geführt, wenn ihn nicht ein Mädchen beendet hätte, das, mit einem Teller in der Hand, in Sohrs Zimmer trat.

Es war die Mamsell Grete Kerst, das Ebenbild ihrer Herrin, ebenso groß, ebenso stark, ebenso gesund, nur mindestens zehn Jahre jünger.

„Hier schickt die gnädige Frau Essen und läßt sagen, Sie möchten den Teller hinüberbringen, wenn Sie fertig wären."

Sohr hörte nicht, was das Mädchen sagte und verstand nicht, was es wollte. Er rührte sich nicht und antwortete nicht.

Da wurde Grete Kerst dringlicher.

„Essen sollen Sie," herrschte sie ihn an, und da er das immer noch nicht zu kapieren schien, wurde sie ungehalten: „Mensch, fassen Sie schwer. Sie sollen essen und den Teller in die Küche bringen, wenn Sie fertig sind."

Da dämmerte es Sohr.

„Ich soll —"

„Ja, ja — nur los und dann den Teller in die Küche."

„Das sagt —"

„Die gnädige Frau, jawohl."

Da war es mit Sohrs Beherrschung aus. Das war zuviel für ihn, weil es zu ungewöhnlich und zu neu war.

Mit einem Satz stand er vor dem Mädchen und schüttelte es an den Schultern.

„He, du", donnerte er heraus, „sag' deiner Frau, sie soll —," aber da besann er sich, ließ das Mädchen los und öffnete die Tür.

„Tragen Sie den Teller selbst zur Küche, mitsamt dem, was darauf ist und lassen Sie sich hier nicht wieder sehen. Verstanden! So, und nun dallt."

Draußen war Mamsell Kerst und lief mehr, als sie ging, nach dem Herrenhaus. So einen rabiaten Kerl hatte es auf Finkenschlag noch nicht gegeben.

„Was gafft ihr hier herum!" schnauzte Sohr Knechte und Mägde an, die wie vorhin, so jetzt wieder, an den Stalltüren tuschelten.

Sie fuhren auseinander, weil sie den Neuen noch nicht einzureihen wußten und hätten ihm bestimmt eine Antwort nach ihrer Art gegeben, wenn sie geahnt hätten, daß er auch nichts mehr war wie sie selbst.

Als er an den Ställen vorbeiging und da und dort hineinblickte, grüßten sie ihn. Er dankte, nahm aber von niemandem Notiz, sondern setzte ruhig seinen Rundgang fort. Jeden seiner Schritte beobachteten sie und auch vom Herrenhaus aus schauten drei Paar Augen seinem Tun zu.

Als er an den Wagen kam, dessen Anblick ihn vor einer Stunde schon gestört hatte, weil er als einziger auf dem Hofe stand, packte er die Deichsel. Ein Ruck nach vorn, ein Stoß zurück und die Karre rollte in die Remise, dort schob er sie zurecht, damit sie mit den anderen in Reih und Glied stand.

Diese Anstrengung tat ihm wohl, sie hatte ihm die Hälfte seiner Erregung genommen und denen, die vor Kraft mehr Respekt haben, als vor haufenweisem Wissen, hatte sie gezeigt, daß mit ihm punkto Zugreifen nicht zu spaßen war.

Dann ging er um die andere Hälfte des Hofes herum und trat in sein Zimmer.

Für ihn war ja heute Feierabend.

Er setzte sich, stützte die Arme auf den Tisch und stellte die Gegenwart vor sich hin. Mit ganz klaren Augen blickte er sie an. Da also war er untergekommen. Vier kahle Wände umgaben ihn, weißgetüncht und ohne jeden Schmuck. Ein Bett, ein Schrank, ein Tisch, zwei Stühle und ein Schemel, auf dem eine Waschschüssel stand und ein Stück Seife lag, das waren die Herrlichkeiten, die ihn aufrichten sollten.

So dachte sich Sohr die Zelle einer Strafanstalt oder ein Zimmer in einem Spital für die nur noch Geduldeten, für Menschen dritter Klasse, für solche, die keine Ansprüche zu stellen berechtigt sind.

Und doch, wenn er zurückdachte an seinen Besitz, hatten in solchen Zimmern nicht auch seine Tagelöhner gehaust und sich wohlgefühlt, Kinder geboren und großgezogen in solchen Zimmern, geweint und gelacht und waren in solchen Zimmern alt geworden.

Gewiß, er wollte nicht mehr, wie andere. Vorläufig nicht. Zunächst war er ja geborgen. Von Gott und den Menschen erwartete er keine Besserung seiner Lage. Den Glauben hatten sie ihm gründlich zerschlagen. Vorläufig waren es die Hände, und zwar seine eigenen, von denen er sich etwas versprach, die wollte er gebrauchen, und wenn dann später auch noch aus dem bißchen Krips, das ihm die Natur verliehen, Kapital herauszuholen war, sollte es geschehen. Man sollte ihn jede Minute auf dem Quivive finden.

Aus diesen Gedanken, Vorsätzen und Erwägungen riß ihn ein kurzes Klopfen.

Sohr fuhr auf, und ohne noch „Herein!" gebeten zu haben, sah er sich einem untersetzten, vierschrötigen Menschen von ansehnlichem Leibesumfange gegenüber.

Besondere Umstände schienen die auf Finkenschlag allesamt nicht zu machen.

Und wie der kleine, dicke Herr die Einladung zum Eintreten nicht abgewartet hatte, hielt er auch einen Gruß nicht nötig, taxierte Sohr vielmehr von oben bis unten, genau wie das die „Gnädige" auch getan und sagte:

„Ich heiße Voigt und bin der Hofmeister."

Das kam Sohr so spaßig vor, daß es mit einem Male hell in ihm wurde. Er stand auf, verneigte sich tief und antwortete:

„Ich heiße Sohr und bin der jüngste Knecht auf dieser Klitsche. Ich freue mich, daß Sie mich willkommen heißen wollen."

„Das — das — das will ich ganz und gar nicht," stotterte der andere, „ganz und gar nicht, im Gegenteil —"

„Oho," machte Sohr, „im Gegenteil — das klingt wie laues Wasser schmeckt."

„Ich komme von der gnädigen Frau —"

„Kann ich mir denken, Herr Voigt, woher sollten Sie sonst wissen, daß gerade ich heute meinen Einzug auf Finkenschlag gehalten habe."

Der Hofmeister setzte sich und Sohr tat das gleiche, dabei vergrub er die Hände in den Hosentaschen und streckte die Beine weit von sich. Das war zwar ungezogen, aber was tat das. Was der Hofmeister konnte, konnte der Knecht schon lange.

„Und was läßt mir die gnädige Frau bestellen?" fragte Sohr liebenswürdig.

Sohrs Art war dem Hofmeister nicht sehr bequem. Er fühlte, daß man mit diesem Menschen, auch wenn er bettelnd ins Haus geschneit war, doch wohl anders reden müsse, wollte man zum Ziele kommen. Die gnädige Frau hatte schon recht, der Kerl paßte nicht auf Finkenschlag, der war zu schwierig zu behandeln. Er mußte weg, wenngleich eine Arbeitskraft zur Ernte bitter nötig war.

Der Hofmeister räusperte sich, dabei hielt er die Hand vor den Mund und sagte unvermittelt:

„Die gnädige Frau bedauert, Sie engagiert zu haben."

„O," antwortete Sohr, „wie außerordentlich mir das leid tut. Wollen Sie das, bitte, der gnädigen Frau bestellen."

„Ja, die gnädige Frau hat Ihre Papiere —"

„War nur ein Personalausweis, Herr Voigt."

„Also Ihren Ausweis zu spät geprüft und fürchtet, daß Sie als Kaufmann —"

„Waaas? — Kaufmann. — Wieso?"

„Sie sind doch Kaufmann?"

„Ach so — ja, natürlich."

„Kurzum, fürchtet, daß Sie die Arbeit nicht werden leisten können, die Sie hier zu leisten haben. Sie erkennt, einen Fehler gemacht zu haben und würde das Engagement gern rückgängig machen."

„Bedaure aufrichtig, Herr Hofmeister. Da, schauen Sie, hier liegt der Miettaler noch, womit sie mich allen Rechtens erworben hat, gekauft gewissermaßen, als ein Stück lebendes Inventar. Das sei nämlich hier von altersher so Brauch, hat sie mir verraten, verehrter Herr Hofmeister. Für Fehler, die man macht, steht man gerade. Ich tu' es auch und die Gnädige wird es müssen."

Der Hofmeister wurde rot im Gesicht und auf seiner Stirn war eine Ader deutlich sichtbar. Lauter wie vorher fragte er:

„Also gutwillig gehen Sie nicht?"

„Nein, Herr Hofmeister," antwortete Sohr, „das kann man nicht gut von mir verlangen. Zudem gefällt mir's hier. Lauter liebenswürdige, freundliche, nette Leute."

„Dann nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht stolpern."

„Es wird meine vornehmste Aufgabe sein. Wenn ich ergebenst bitten darf, wollen Sie das der gnädigen Frau, die sich mir, beiläufig bemerkt, namentlich bekanntzumachen vergessen hat, liebenswürdigerweise ausrichten. Wenn Sie der gnädigen Frau gleichzeitig auch noch sagen wollten, wie unendlich glücklich ich mich schätze, ihr dienen zu dürfen, machen Sie mir gegenüber das Maß Ihrer Güte voll und verbinden mich zu aufrichtigem Dank."

Der Hofmeister, den die Ironie in Sohrs Worten in helle Wut versetzte, sprang auf.

„Herr —," rief er, aber Sohr fiel ihm in die Rede.

„Sie irren, Herr Hofmeister, Knecht, gewöhnlicher Knecht, der sich bemüht, Ihr und der gnädigen Frau Wohlwollen zu erwerben. — Aber — um die Sache kurz zu machen: Wenn Herr Hofmeister nun so freundlich sein wollen, mich in meine Obliegenheiten einzuweihen, vorausgesetzt, daß Herr Hofmeister nicht erst nötig haben, sich höheren Ortes hinsichtlich meiner Person Weisungen holen zu müssen stehe ich zur Verfügung."

Sohr erwartete eine Antwort, eine unflätige, grobe, der Hofmeister schwieg aber, weil es ihn auf die Sprache verschlagen hatte, auch auf das Denkvermögen und weil es ihm war, als ob ihn alle guten Geister verlassen hätten. Er schnappte dreimal nach Luft. Das half aber nichts. Er brachte doch kein Wort heraus.

Und Sohr erfaßte eine diabolische Freude.

„Herr Hofmeister leiden am Asthma," begann er todernsten Gesichtes von neuem. „Scheußlich unangenehm das, kenne es von meinem Großvater her. Wenn sich Herr Hofmeister setzen werden, wird es vorübergehen. Bitte, Herr Hofmeister," — und mit einem Griff, unter dem eine Wagendeichsel gestöhnt hätte, drückte er den vor Wut krebsrot gewordenen Herrn Voigt auf den Stuhl.

„So, und nun gestatten Herr Hofmeister, daß ich das Fenster öffne. Frische Luft tut immer gut."

Als Sohr das Fenster öffnete, sah er die Knechte und Mägde wieder an den Stalltüren stehen. Offenbar erwarteten sie sein seliges Ende.

„He, du dort!" schrie er über den Hof, „bring' Wasser! Euerm Hofmeister ist übel."

„Waas?" entfuhr es dem — „sind Sie verrückt geworden! Mir übel?"

Aber das „waas" hatte er noch nicht heraus, da war Sohr schon wieder neben ihm und hielt ihn auf seinem Sitze fest.

„Gewiß, Herr Hofmeister, todübel ist Ihnen. Wenn Sie sich sehen könnten! Purpurn sind Sie im Gesicht, als ob Sie die Kopfrose hätten und Ihre Glieder zittern. Sie bekommen keine Luft, konnten vorhin nicht sprechen — es geht jetzt kaum und nur mit Aufbietung aller Ihrer Kraft. Herr Hofmeister müssen sich schonen, nicht erregen, wie leicht kann da ein Schlaganfall kommen und dann ist es aus mit aller Herrlichkeit auf Finkenschlag. — So, sehen Sie, Herr Hofmeister, da ist auch schon Wasser" — und jetzt erst angesichts des gaffenden Gesindes, das in der Tür stand, ließ er Voigts Schultern los — „bitte, Herr Hofmeister, einen Schluck, es wird helfen."

Entgeistert tastete Voigt nach dem Glas, trank und stellte es auf den Tisch.

Sohr rief dem Gesinde zu: „Macht, daß ihr wegkommt, Herrn Hofmeister ist unwohl," schloß Tür und Fenster, setzte sich Voigt, der mit geballten Fäusten schweigend vor sich hinstarrte, gegenüber und sagte:

(Fortsetzung folgt)

Zwischenfall auf der Landstraße

Von Alfred Thieme.

Auf der Landstraße passiert manches. Man kann nie vorher wissen, was und wer einem da begegnet. In der Zeitung steht's dann später zu lesen. Vielleicht von einem Ueberfall oder von einem großen Unglück. Aber es braucht nicht gerade etwas Fürchterliches zu sein, was auf der Landstraße passiert. Es kommt mitunter auch etwas Zufälliges, Unbedeutendes vor, etwas Freundliches und Nettes, und das steht dann meistens nicht in der Zeitung.

Lena Brütt hatte auf ihrer Fahrt durch den Sommer im Forsthaus zu Mittag gespeist und trat nun im Gefühl heitersten Behagens wieder in das Licht der Sonne hinaus.

Als sie zu ihrem Wagen ging, sah sie dort einen Mann an den Kühler gelehnt stehen. Er drehte ihr den Rücken zu, und

so konnte Lena Brütt nichts weiter wahrnehmen, als das Warten in der Haltung des Fremden, daß er von kräftiger Figur war und daß er einen nicht gerade mehr neuen Wanderanzug trug.

Lena Brütt ging zu ihrem Wagen und machte sich daran, ihn fahrfertig zu machen. Da drehte sich der Mann um und zeigte ihr sein offenes, gutmütiges Gesicht, das nicht ohne Klugheit und Schalkheit war.

„Es ist schön, mit dem Auto durch den Sommer zu fahren", sagte er. Lena Brütt erwiderte nichts.

Nach einer Weile sah der Fremde ein, daß Lena Brütt auf den hingehaltenen Brocken nicht anbiß. Er nahm das weiter nicht übel, machte aber trotzdem noch einmal den Mund auf und fragte: „Kann ich mitfahren?"

Na, das war denn doch die Höhe! Lena Brütt sagte spitz „Nein!", setzte sich ans Steuer und gab Gas, kaum, daß sie noch hörte, wie der Fremde sagte: „Das ist aber schade...!"

Der fremde Mann sah dem kleinen Auto nach, dachte daran, daß sich darin noch drei leere Plätze befanden und daß er nun mutterseelenallein und zu Fuß seinen Weg fortsetzen mußte. Es wäre wirklich nett gewesen...

Es gibt eine Geschichte von dem guten Till Eulenspiegel, in der erzählt wird, daß die Langsamen unter Umständen sicherer und schneller an ihr Ziel gelangen als die schnell und unverständig sich Beeilenden.

Am Kilometerstein 43 macht die Landstraße eine kleine Biegung. Es ist dort sehr hübsch. Ein Birkenwäldchen schiebt sich bis an die Chaussee heran, und ein Bach silbert selig seinem Gefälle nach. Nicht so nett ist es aber, wenn an dieser Stelle das Auto nicht mehr weiter will...

Als der Fremde nach einem munteren Marsch beim Kilometerstein 43 ankam, sah er das kleine Auto, das ihm erst so schnell davon gefahren war, stehen und darunter die kleine Lena Brütt arbeiten. Er sah allerdings erst nur zwei Beine, stellte sich dann aber heiter daneben und wartete. Als Lena Brütt endlich herausgekrochen kam und vor ihm stand, etwas errötend und verschwitzt, überkam den Fremden ein ehrliches Mitleid mit der kleinen Person. Er sagte nichts, sondern wartete, etwas amüsiert, der Ding' die da kommen sollten. Als Lena Brütt aber nach einer Weile wieder mutig zu Hammer und Schraubenschlüssel griff, wurde sie plötzlich von den festen, starken Händen des Fremden an die Seite gesetzt. Die kleine, zarte Person zappelte empört, aber dann hörte sie, wie der Fremde sagte:

„Das ist nichts für dich, Kleines..."

Man konnte ohne weiteres sehen, daß die Handgriffe, das Anpacken, Fühlen und Werken von sachkundiger Hand geschahen, und es dauerte auch nur eine kurze Weile, da hörte Lena Brütt sagen: „Ja, mein Kind, gelernt ist gelernt . . ."

Eigentlich wollte sie wieder böse werden, denn wie, in aller Welt, kam der Fremde dazu, zu ihr „Mein Kind" zu sagen. Schließlich war sie doch dreiundzwanzig Jahre alt, war Studentin und hatte ihren Führerschein, doch dann besann sie sich, hatte ihr der Mann doch ohne weiteres geholfen, da muß man schon etwas klein beigeben.

„Und was nun . . .?"

„Und was nun... jetzt gehst du dort unten an den Bach und wäschst dich, und dann ziehst du wieder dein schönes blaues Kleid an, damit du wieder nett aussiehst..."

Da gab es keinen Widerstand, und Lena Brütt, die selbstbewußte, energische Studentin, war plötzlich folgsam wie ein kleines Lamm, und sie bekam sich auch nicht in die Gewalt, als sie neu gekämmt und angezogen vom Bach wieder zurückkam.

„Und was nun...?!"

„Ja .. Kleines... jetzt ist der Benzinschimmel wieder in Ordnung, und du kannst getrost weiterfahren, ohne daß er böse wird."

„Aber... ich meine doch... daß..."

Und schließlich einigten sich die beiden, daß sie zunächst nach Grimmelshausen fahren wollten, wo der Fremde eine Heidehütte besaß, wie er sagte. Er hatte sie zu einer Tasse Kaffee eingeladen, und dann sollte dort auch das Geschäftliche erledigt werden. Lena Brütt fühlte sich plötzlich in den Wagen gehoben.

„Es ist schön, so aufgehoben werden..." dachte sie ganz schnell. Aber ehe sie weiter denken konnte, hatte der Fremde schon den Steuersitz eingenommen und wendete sich zu ihr:

„Entschuldige... Quaddel... Max Quaddel bin ich... damit man weiß, mit wem man es zu tun hat..."

Und dann kam das Gas, es knatterte, und man fuhr durch die sommerliche Landschaft, die weithin erglänzte.

In der kleinen Heidehütte war es sehr schön. Lena Brütt bekam dort zu wissen, daß dieser Quaddel ein sehr netter Gesellschafter war, in Zivil Autokonstrukteur, daß er Bücher, Musik liebte und auch...

„Es ist sehr schön bei Ihnen gewesen, Herr Quaddel..."

„Kleines... nicht Herr... heute ist Sonntag... Herr bin ich die ganze Woche im Betrieb und so... aber heute..."

Und dann sagte Lena Brütt einfach Max, denn der Name Quaddel kam nicht recht über ihre Zunge.

Literatur in Chikago

Von Erich Kernmayr.

Jedesmal, wenn der Kaufmann seinen großen Bleistift nahm und die lange Zahlenreihe um eine weitere vermehrte, betrachtete Jim ängstlich das kleine Büchl. Es war ihm dann, als wenn sich das Schuldenbuch strecken und dehnen würde. Immer größer wurden die kleinen Seiten, bis sie ihn und seinen bescheidenen Haushalt zudeckten.

Aufschreiben lassen tut ja fast ein jeder. Wenigstens von denen, die in den Bankkonten nicht erscheinen. Und die täglich vor der brennenden Frage stehen: wie lange noch?

Es sagt sich so leicht: drückende Alltagssorgen! Fast ein bißchen nachlässig und vornehm kann das klingen. Nur wenn man mitten drinnen steht, dann hat man keine Zeit zum Nachlässigsein und zum Vornehmwerden.

Seit Jim aus der letzten Arbeit war, wurde die Geschichte immer ärger. Unheimlich wuchsen die Zahlenreihen im kleinen Buch, und nirgendwo sah er eine Aussicht, sie wieder wegzubekommen.

Am Letzten des Monats sagte der Kaufmann schließlich kühl: „Es wäre eigentlich an der Zeit, Mister, wieder eine größere Abzahlung zu leisten."

Jim nickte mechanisch. Zu Hause sagte er zu seiner Mutter nur so unterm Gespräch: der Cooper hat mich wieder gemahnt!

Einen Augenblick war es still in der kleinen Küche. Er sah, wie die alte Frau nach dem Taschentuch griff. Dann ging er wortlos hinaus.

An der kleinen Brücke sagte gerade der bekannte Journalist vernichtend zur jungen Schriftstellerin: „Aber nein, — das heißt doch Eulen nach Athen tragen! Laßt doch endlich mal davon ab, die Literatur als Posaune der Politik zu benützen. Bringen Sie lieber leichte, sofort faßliche Sachen mit einem flotten happy end. Die werden von den Leuten gelesen und sind vor allem wirkliche Erholung. Und darauf kommt's an."

Sie lächelte überlegen.

„Und wenn Sie mir das tausendmal predigen, Redakteur, ich glaube es nicht", sagte sie sarkastisch. „Amerikas Volk fühlt mit seiner politischen Literatur, mit deren Nöten und Problemen. Sind doch seine Leiden die Leiden des Volkes!"

Das skeptische Lächeln erstarb auf dem Gesichte des Journalisten. Knapp vor ihnen wollte sich ein junger Mann hastig über's Brückengeländer schwingen. Aber ein Bobby erwischte den Selbstmordkandidaten noch zu rechter Zeit am Kragen. Der Journalist witterte Sensation und zog seinen Stift.

„Das Motiv?" fragte er interessiert. Verstört sah ihn der junge Mann an.

„Lassen Sie den armen Kerl in Ruhe", mischte sich eine alte Frau dazwischen, „er wird schon wissen, warum. Und Sie geht das wirklich nichts an."

Ein Beifallsgemurmel erhob sich in der rasch zusammengelaufenen Menge.

„Warum?", wiederholte der Selbstmordkandidat geistesabwesend die Frage, „warum? — es erdrückt mich, — es jagt mich —"

Atemlos hing der Journalist an seinen Lippen. Selbst die junge Schriftstellerin blickte gespannt in die verhärmten Züge des Mannes.

„Was denn? Mensch, reden Sie doch, reden Sie doch!" Der Journalist fieberte nach dem Schlager für das Abendblatt.

„Das Buch —" antwortete der Mann verloren, „das Buch — —". Dann verschwand er hastig im dämmernden Abend. Verblüfft hatte die Menge Platz gemacht.

Langsam gingen die beiden Literaten weiter.

„Die Sensibilität des Volkes fühlt die Gefahr der geistigen Sklaverei, es spürt das entsetzliche Erleben der autoritären Brutalität näher, als es uns das aktuelle Buch vermitteln kann", dozierte sie mit gehobener Stimme, „Amerika fühlt und leidet mit seiner politischen Literatur.."

Der Journalist schwieg und ließ die klangvollen Worte an seinem Ohr vorüberrauschen. Aegerlich zerbiß er seinen Bleistift. — Unterdessen war es Nacht geworden.

Und beim Scheine der kleinen Petroleumlampe rechnete Jim mit fliegenden Händen die Reihen der endlosen Seiten seines Buches zusammen.